

Noam überholt das Auto vor sich auf dem rechten Seitenstreifen, kurbelt das Fenster herunter und schreit: „Haben Sie es eilig?“

„Ja!“ brüllt der Fahrer zurück und schließt zu seinem Vordermann auf. Beide Autos stehen in der flirrenden Mittagssonne nebeneinander, bis die Ampel auf Grün springt.

„Wenn diese Stadt nicht durch seine Menschen erstickt, dann am Stau“ sagt Noam, zündet sich eine Zigarette an und fährt sich mit seiner breiten Hand über den Hinterkopf. Es ist 13:23 Uhr. „Ahmad wartet jetzt schon bestimmt zwei Stunden in der Hitze“ sagt Noam, drückt die Zigarette am Fenstergummi aus und schraubt am Radio. „Aber das tut er ja sein ganzes Leben schon.“

Eine halbe Stunde später, auf dem Behindertenparkplatz des Hadassa-Krankenhauses auf dem Skopusberg in Ostjerusalem, zieht er die Handbremse an. Ein Sicherheitsbeamter schielt ins Auto. Noam hält einen blauen Wisch ans Fenster, mit dem er überall auf dem Gelände parken darf. Er ist bis September gültig. So lange soll die Behandlung von Ahmad dauern.

Der junge Beduine sitzt schon mit einer Fleece-Mütze vor dem Krankhausingang. Hinter ihm ragt eine Reihe beschlagener Fensterreihen bis zum Himmel hinauf. Er steigt schnaufend ein.

„Ich bekomme hier nur die israelischen Sender rein“ sagt Noam. „Lass sie laufen“, antwortet Ahmad, „es ist ja nicht die Musik, die hier verrücktspielt.“ Er dreht seinen Rücken zum Fenster. Für drei Monate darf er nicht mehr in die Sonne.

„Ist dir nicht verdammt heiß in deinem Wintermantel?“, fragt ihn Noam. Als er den Motor startet, fängt die alte Klimaanlage an zu rauschen. „Ich saß mein Leben lang noch nie vor einer Klimaanlage“, sagt Ahmad. „Was denkst denn du?“

Ahmad, 27, ein Beduine aus dem Jordantal, war vor seiner Leukämieerkrankung noch nie auf der anderen Seite der 700 Kilometer langen Betonmauer, die Israel um die 2,8 Millionen Menschen im Westjordanland gezogen hat - als Reaktion auf palästinensische Selbstmordattentate. Diese Mauer schneidet die Dörfer der Palästinenser entzwei, schneidet ihnen ihre gewohnten Wege ab und rückt gleichzeitig jüdische Siedlungen im Westjordanland näher an Israel heran.

Als Schäfer trieb Ahmad Ziegen durch die Hirtengemeinde Khirbet Um al-Jamal. Zur Schule ist er nie gegangen.

Noam, 66, ehemaliger Klempner in Jerusalem, ist seit einem Jahr in Pension und in einer jüdisch-irakischen Familie in Jerusalem aufgewachsen. Seit vier Monaten fährt er jeden zweiten Tag zum Grenzübergang Qalandia und wartet auf Ahmad, der mit dem Taxi aus dem Jordantal jenseits der Mauer angereist kommt.

Umbeeindruckt davon, ob in Gaza ein neuer Krieg droht, Israel den Eurovision Song Contest gewinnt oder Ahmads Zelt wieder einmal kurz vor dem Abriss steht: Ahmad muss zur Strahlentherapie nach Jerusalem. 18 Kilometer. Drei Passkontrollen. Vier Stunden.

Die Ärzte in Nablus wollten Ahmad schon vor Monaten in ein israelisches Krankenhaus nach Jerusalem verlegen. Er brauche dringend eine Strahlentherapie. Doch die ist in den besetzten palästinensischen Gebieten seit der zweiten Intifada aus „Sicherheitsgründen“ verboten. Als Palästinenser braucht Ahmad daher eine besondere Genehmigung, um auf israelischem Gebiet behandelt zu werden. Überhaupt ist es eine der wenigen Möglichkeiten, durch die heilige Stadt zu fahren. Ahmads Antrag ist einer von jährlich 200 000 aus dem Westjordanland und Gaza, die durch die israelischen Behörden autorisiert werden müssen. Bearbeitungsdauer: mindestens 55 Tage. Laut der Weltgesundheitsorganisation WHO werden etwa 40 000 Anträge jährlich abgelehnt.

Ahmad füllte zwei Monate lang Anträge aus. Klingelte Sturm beim Gesundheitsamt der palästinensischen Behörde, schaute weißen Kitteln in Wartezimmern nach, ließ sich von einer überlasteten Krankenschwester zum dritten Mal in einer Woche Blut abnehmen, schlief auf dem Weg nach Hause vor Erschöpfung im Bus ein. Er zog zu seiner Schwester in die Kleinstadt Tubas, siebzehn Kilometer entfernt von seinem Beduinenzelt. Hier gab es einen Kühlschrank, in dem er seine Medikamente kühlen konnte. Damals konnte Ahmad schon fast nicht mehr aufstehen. Sein Körper war aufgrund der schlechten Blutzirkulation zu einem Klumpen geschwollen. Bis im Januar die Bestätigung aus dem Hadassah-Krankenhaus in Jerusalem kam.

„Die Behandlung war gut heute“, sagt Ahmad, neben Noam im Auto sitzend. Nächste Woche soll er wieder eine Rückenmarkstransplantation bekommen. „Hast du deine Medikamente?“, fragt Noam. „Hinten im Kofferraum.“ Es ist das letzte Mal, dass ihm die Krankenschwester ein paar Flaschen zustecken konnte. Wie es nächste Woche weitergehen soll, weiß er nicht. 2400 Shekel, etwa 600 Euro pro Packung, sind mehr, als seine ganze Familie mit den Ziegen im Monat erwirtschaften kann. Bis vor zwei



Zurück ins Westjordanland, hinter die Mauer: Ahmad nach der Behandlung.

Fotos Grillmeier

18 Kilometer, vier Stunden, zwei Leben

Ahmad aus dem Jordantal hat Leukämie. Ohne den ehemaligen Klempner Ezra aus Jerusalem könnte er nicht behandelt werden. Die Geschichte einer Autofahrt.

Von Franziska Grillmeier



Auf dem Weg zum Krankenhaus: Zu Fuß ginge es oft schneller als mit dem Auto.



„Du bist schon lange einer von uns“: Noam und Ahmad unterwegs.

Wochen bezahlte noch das palästinensische Gesundheitsministerium seine Rechnungen. Dann teilten sie ihm mit, seine Behandlung sei außergewöhnlich teuer. Und ihr Etat sei erschöpft.

Nach dem Oslo-Abkommen von 1994 übertrugen die israelischen Behörden die Verantwortung für die Bewohner des Westjordanlandes an die palästinensische Autonomiebehörde. Sie ist auch für die Gesundheitsversorgung der Palästinenser zuständig. Israel bezahlt nur für die Behandlung israelischer Staatsbürger. Palästinenser müssen für die Behandlung in Israel selbst aufkommen. Oft übernehmen die palästinensischen Behörden die Kosten. Doch ihnen fehlt es an Infrastruktur, um die Anträge effizient zu koordinieren, und an Geld. Laut einem Bericht der israelischen Nichtregierungsorganisation „Physicians for Human Rights“ (PHR) stehen der palästinensischen Autonomiebehörde etwa 210 Euro pro Patient im Jahr zur Verfügung. In Israel sind es 1730 Euro.

Über 20 Jahre nach dem Oslo-Abkommen weiß jeder Bewohner im Westjordanland und in Gaza, wie abhängig er noch immer vom israelischen Gesundheitssystem ist. Viele Behandlungen sind, wie in Ahmads Fall, im Westjordanland nicht möglich. Manche Medikamente sind nur auf israelischem Gebiet zu bekommen. Es fehlt an Ärzten und in den Schubladen der Behandlungszimmer an den einfachsten medizinischen Hilfsmitteln - wie Handschuhen oder Desinfektionsmitteln.

„Das palästinensische Gesundheitsministerium muss die Gesundheitsversorgung für die Palästinenser leisten, soweit es kann“, sagt Mor Efrat, Koordinator der Abteilung für das Westjordanland bei PHR. „Trotzdem kann Israel die Gesundheitsversorgung der Palästinenser nicht von einer täglichen Laune abhängig machen.“

Als Ahmad das erste Mal das Hadassah-Krankenhaus in Jerusalem betrat, behielten ihn die Ärzte für zwei Monate auf der Station. Noam kam ihn jede Woche im Krankenhaus besuchen. Er brachte ihm Artischockenblumen von Ahmads Mutter mit, die keine Erlaubnis bekam, ihn in Jerusalem zu besuchen. Und ein Tablet, mit dem Ahmad Musik hören konnte und auf dem er zum ersten Mal in seinem Leben ein halbes Buch las.

Im März kamen weitere 23 Tage hinzu. In dieser Zeit bekam er eine Knochenmarkstransplantation, lag täglich unter Röntgengeräten und verlor all seine Haare bei der Strahlentherapie. Das Krankenhausbüro verließ er in dieser Zeit nicht. Seine Aufenthaltsgenehmigung reichte nur bis zum Parkplatz. Von seinem Fenster aus sah er auf die Bagger, die eine neue Schneise für die Jerusalemer Trambahn in die heiligen Hügel über dem Stadtteil Ein Karem rammen. Dem Geburtsort von Johannes dem Täufer.

Im April hatten die Ärzte gute Neuigkeiten: Er brauche nur noch alle zwei

Tage zur Kontrolle zu kommen. Er bekam Panik. Wie sollte er die stundenlange Fahrt jeden zweiten Tag nach Jerusalem schaffen? Es waren nicht die Grenzkontrollen, die Befragung von Sicherheitsdiensten und die stete Gefahr, wieder zurückgeschickt zu werden, die ihn sorgten: Ahmad wusste ganz einfach nicht, wie er den Transport bezahlen sollte. Busse fahren nur unregelmäßig nach Qalandia. Der Sommer kam, und er durfte nicht in die Sonne. Und die Fahrt im Taxi kostet 150 Shekel, etwa 35 Euro, bis zum Grenzübergang Qalandia, und weitere 100 Shekel bis zum Krankenhaus. 500 Shekel an einem Tag.

Dann machte ihm Noam ein Angebot.

Ahmad schaut Noam belustigt an. „Dein Dialekt ist wirklich ein Mix aus Hebräisch und Irakisch“, sagt er. „Ich bin immer noch ein kurdischer Jude“, sagt Noam. „Ach was, du bist schon lange einer von uns“, antwortet Ahmad. Noam gluckst.

Um 14:53 Uhr, etwa eineinhalb Stunden später, erreichen die beiden die Stadtgrenze von Jerusalem. Sanfte Hügelzüge geben den Blick auf das verlassene arabische Dorf Lifta frei, das seit der Staatsgründung Israels 1948 zum Mahnmal der „Nakba“, arabisch für Katastrophe, für die Palästinenser wurde. „Hier kämpfen die Araber um ihr Gedächtnis“, sagt Noam. Ahmad schiebt seine Mütze nach oben und fährt mit seinem Zeigefinger die Umrisse der zerfallenen Steinhäuser entlang. „Schon seit Jahren sollen hier Luxusvillen entstehen“, sagt Noam, „nur noch eine Frage der Zeit.“

In den 1950er Jahren in Jerusalem geboren, hat Noam die rasante Veränderung der Landschaft gesehen. Und die in den Menschen. „Ein höllischer Ort“, aber in keinem anderen möchte er leben. Vor fünf Jahren öffnete er zusammen mit seinem Neffen eine kleine Firma. Zwei Jahre später starb der Neffe mit nur 35 an Leukämie. Für Noam ein Verlust, als hätte er seinen Sohn verloren.

In seiner freien Zeit reiste Noam nach der zweiten Intifada immer wieder ins Jordantal. Nach dem Bau der Mauer konnten sich viele beduinische Hirten nicht mehr frei bewegen. Täglich kam es zu Hausdemolierungen, immer mehr Siedler griffen die Zeltdörfer der Beduinen an, die Regierung drehte das Wasser im Tal ab. „Menschen keiner Klasse“, sagt Noam, „staatenlos, rechtlos, wasserlos, heimatlos.“

Auch in Ahmads Zeltort Khirbet Um al-Jamal stehen nunmehr ein paar vereinzelte Zelte, eingeklemmt zwischen jüdischen Siedlungen, auf militärischem Sperrgebiet. Ahmads Vater kann die Familie finanziell nicht mehr unterstützen. Der Schäfer verlor vor drei Jahren ein Bein, als er auf einem der Felder auf eine Mine trat. Seitdem hütete Ahmad auch noch die kleine Ziegenherde seines Vaters. Seit seiner Erkrankung streifen die Tiere allein im Jordantal umher und kehren am Abend zu seiner Mutter zurück. Die dickt die Ziegenmilch in ausgeris-

nen Küchentüchern zu einem Käse ein. Das Einkommen reicht gerade für einen Sack Mehl, die Busfahrt nach Nablus und ein paar Zahnbürsten. Als Noam einmal an ihrem Zelt ein halbes Kilo Salzkäse kaufte, erzählte ihm die Mutter von der Situation ihres kranken Sohnes.

Noam beschloss, Ahmad im Krankenhaus in Jerusalem zu besuchen. Und später beschloss er, mit ihm zusammen im Stau zu stehen. Ahmad solle es schließlich nicht wie seinem Neffen ergehen, „nur weil wir eine Mauer um sein Zelt gebaut haben“. Und außerdem habe er Zeit, als Rentner.

Vier Kilometer vor dem Qalandia-Checkpoint laufen ein paar Jugendliche am Auto vorbei - mit der gleichen Anstrengung wie Ringer nach dem Kampf. Sie werden schneller am Grenzübergang sein als Noam und Ahmad, die jetzt schon seit vierzig Minuten auf der Stelle stehen.

Der Bus 231 aus Jerusalem versucht, sich in die Schlange zu drücken. Der Fahrer flucht leise vor sich hin. Von seinem Rückspiegel baumelt ein Erfrischungsbäumchen in den Farben der amerikanischen Flagge. „Die gab's wohl im Angebot diese Woche“, sagt Ahmad. An dem Tag, als Ivanka Trump die Banderole zur neuen amerikanischen Botschaft durchschnitt, kam Ahmad drei Stunden zu spät zur Behandlung. Alle mussten durch das Drehkreuz am Checkpoint laufen, statt zu fahren. Das kann Stunden dauern. Und die Möglichkeit, zurückgewiesen zu werden, ist deutlich höher.

Einmal kam Ahmad nicht über die Grenze. Noam wartete wie immer auf der anderen Seite der Sperranlage auf ihn. Als Ahmad ihn anrief und erzählte, die Soldaten ließen ihn trotz Genehmigung nicht durch, verlor Noam die Geduld. Er stieg aus dem Auto und schrie die Soldaten am Checkpoint an, sie sollten Ahmad durchlassen. Er habe schließlich eine wichtige Behandlung in Jerusalem vor sich. Kurz danach saß Noam mit seinem Leiki-Skistock, mit dem er wutentbrannt auf den Boden geschlagen hatte, auf der Polizeistation. Sie mussten den Termin verschieben.

Um 16:23 Uhr erreichen Noam und Ahmad den Checkpoint. Noam stellt sich quer auf den Bordstein. Ahmad öffnet den Kofferraum und hebt vorsichtig seine Sporttasche mit den Glasflaschen voller Medizin heraus. Noam raucht, auf seinen Skistock gestützt, eine Zigarette. Der Schweiß steht ihm auf der Stirn. Er wird nicht zum Drehkreuz gehen. So wenig Aufsehen erregen wie möglich. „Bis morgen“, sagt Noam. Ahmad schultert die Tasche. Es klimpert. „Salamat.“ Das Drehkreuz knackt und bewegt sich träge durch die schwere Nachmittagshitze. Ahmad dreht sich noch einmal um und winkt. Sein Lachen ragt über dem Mundschutz hinaus. Noam bleibt im Auto sitzen, bis er hinter der Absperrung verschwunden ist.